**Spiritualität im Gespräch**

**im**

**Dom-Forum Köln**

**am 23. Oktober 2018**

**„Seit ein Gespräch wir sind und hören voneinander“ (Hölderlin, Friedensfeier)**

**Friedrich Hölderlin[[1]](#footnote-1)**

**Trompetenimprovisation zu: „Stimme, die Stein zerbricht“ (NGL 417)**

**Leben**

**Vorbemerkung**

„Du sagtest mir einmal, Hyperion: es sei Entwürdigung, vor irgend einem Menschen zu sagen, man hab‘ ihn ganz begriffen, hab‘ ihn weg.“

(Hölderlin, Hyperion, Vorstufe der endgültigen Fassung. Stuttgarter Ausgabe /StA), 3, S. 277 : zitiert nach: Pierre Bertaux, Hölderlin (zitiert als: Bertaux) (=st 686). Frankfurt/M. 1981, S. 9.)

Pierre Bertaux hat in minutiöser Forschung dargelegt: „Hölderlin war nicht geisteskrank.“ (Bertaux, S. 12.)

„Dass Menschen, die aus der Norm herausfallen – aus der ethischen, der sexuellen, der politischen und nicht zuletzt der psychologischen Norm herausfallen -, aus der Gemeinschaft der sich für die Norm haltenden Menschen ausgeschlossen werden, dass sie als ‚Geisteskranke‘ abgestempelt und als solche beseitigt werden, davon hören wir jeden Tag:“ (Ebd., S. 13.)

Hölderlins vermeintlich diagnostizierter Wahn sagt mehr über die ihn behandelnden Ärzte aus, als über ihn selbst!

Solches hatte Hölderlin, seiner Zeit, der Gottsuche seiner Zeit, der Sprache seiner Zeit weit voraus, zu erleiden.

**Biografische Skizze**

Johann Christian Friedrich Hölderlin wird am 20. März 1770 zu Lauffen am Neckar geboren. In seiner Herkunft ist er mit der ganzen schwäbischen „Pfarraristrokatie“ verbunden, etwa mit Schelling, Graf Reinhard, Mörike, Uhland u.a.

Früh, am 5. Juli 1772 stirbt sein Vater.

Erste Gedichte entstehen ab 1784 auf der Klosterschule Denkendorf. 1786 zieht er in das Kloster Maulbronn ein. Von besonderer Bedeutung ist sein Einzug in das berühmte Tübinger Stift ab 1788, zum Studium der Theologie, zugleich mit Hegel, später mit dem frühreif genialen Schelling. Eine Zeit regen lyrischen Schaffens folgt. Ab 1792 arbeitet Hölderlin an seinem bedeutendsten Prosawerk, dem „Hyperion oder der Eremit in Griechenland“, einem in seiner Eigenart ganz einzigartigen Werk deutscher Sprache.

Hölderlin ist den revolutionären Strömungen der Französischen Revolution zugetan. Er promoviert – ist aber entschieden, nicht Pfarrer zu werden. Es beginnen Jahre der Anstellungen als Hofmeister oder Hauslehrer in verschiedenen Familien.1794 begegnet er Schiller und Goethe. Er hört in Jena den Philosophen Fichte.

1796 beginnt er eine Stelle bei der Familie Gontard und findet seine große Liebe, Susette Gontard, die jedoch ehelich gebunden ist. Sie wird die „Diotima“ seiner Dichtung und seines ausgeführten Hyperion, dessen 1. Band 1797 erscheint.

Als Vorspruch wählt Hölderlin die Grabschrift des Ignatius von Loyola: „NON COERCERI MAXIMO, CONTINERI MINIMO, DIVINUM EST“, welches er übersetzt: „DURCH DAS GRÖßTE NICHT EINGESCHRÄNKT, DURCH DAS KLEINSTE GEHALTEN ZU WERDEN IST GÖTTLICH.“ (Friedrich Hölderlin, Hyperion oder der Eremit in Griechenland (= Reclam 559) Stuttgart 1961. Vorspruch (zitiert als Hyperion).

1799 verlässt Hölderlin das Haus Gontard, sieht aber bald Susette wieder – heimliche Zusammenkünfte bis 1800, geheime Briefe. Am 8. Mai 1800 vermutlich letzte Begegnung mit Susette.

Am 22. Juni 1802 stirbt Susette Gontard in Frankfurt. Hölderlin schreibt eines seiner bedeutendsten Gedichte, die Hymne PATMOS!

1805 wird Hölderlins Freund Sinclair in Homburg verhaftet, angeblich wegen eines unterstellten Attentatsplan gegen den Kurfürsten von Württemberg. Erstmals unterstellt der Homburger Arzt Dr. Müller, Hölderlin sei wahnsinnig bis zur Raserei.

1806: „Am 11. September wird Hölderlin mit Gewalt von Homburg nach Tübingen abtransportiert und in das Autenriethsche Klinikum eingeliefert.“ (Bertaux, S. 48.)

Nach etwa sieben Monaten in der Klinik wird er 1807 dem Schreinermeister Ernst Zimmer anvertraut. Seitdem lebt er in Zimmers Haus am Neckar, in dem berühmten „TURM“ – 35 Jahre lang. Er verfasst dort fünfzig erhaltene Gedichte. Er schreibt über sich selbst: „Ich bin nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne.“ (zitiert nach Bertaux, S. 49.) 1842 erscheint die zweite Auflage seiner Gedichte, die ihm überreicht wird.

Am 7. Juni 1843 stirbt Hölderlin mit dreiundsiebzig Jahren, im Abend um 23 Uhr. Am 10. Juni wird er auf dem Tübinger Friedhof bestattet.

Hölderlin war kein „normaler“ Mensch, gewiss; die ihm unterstellte Schizophrenie ist völlig abwegig. Er ist dem Normierungsprozess der Gesellschaft seiner Zeit entgangen, bzw. nicht gewachsen gewesen. Seine Sprache übersteigt die Fassungsgabe der meisten Zeitgenossen weit, sie ist nicht eingepasst, sie weist weit ins 20. Jahrhundert voraus; ähnlich wie etwa Schumanns späte Streichquartette – ein Leidensgenosse!

Dass Hölderlin, nach Susettes Tod und nach der Inhaftierung von Sinclair in einer tiefen Depression lebt, die auch Anfälle von Wut kennt, das ist sehr nachvollziehbar und verstehbar. Die Behandlung im Irrenhaus von Autenrieth mit Zwangsjacke etc. hat ihn gebrochen!

Sein Leben fortan empfindet er als „Pflanzenleben“ im Turm am Neckar, Vegetieren zwischen Leben und Tod, Schlaf und Wachsein, in geistiger Dämmerung. Gottlob war da Ernst Zimmer, der ihm etwa ein Klavier zur Verfügung stellt – Musik als Trost.

In seiner berühmten Ode „Brod und Wein“ (ich behalte immer Hölderlins Schreibweise bei, wie auch im Folgenden) heißt es - StA, 2, 1, S. 93.):

„Nur zu Zeiten erträgt göttliche Fülle der Mensch.

 Traum von ihnen ist drauf das Leben. Aber das Irrsal

Hilft, wie Schlummer.“

**Verdichtete Spiritualität**

**„ER, dein Gott, ist drinnen bei dir…“ (Zefania 3, 17, übertragen von Buber/ Rosenzweig)**

Die Dichtung Hölderlins kreist in der Mitte ihrer Spiritualität um die bis ins Zerreißen gehende Spannung des „GOTT IN UNS“ und des „GOTTES FEHL“; also ein Enthusiasmus, der dem Ausdruck verleiht, was Hölderlin, Hegel und Schelling sich bereits im Tübinger Stift als Wahlruf gaben: „REICH GOTTES“! – und der bis in die Tiefenerschütterung gehenden Erfahrung der Trennung, des Gottesverlustes, der Abgespaltenheit vom Göttlichen in allen Dingen. Hölderlin nimmt hier etwas vorweg, in der Suche und im Neuschöpferischen seiner Sprache, was dann Nietzsche dem 20. Jahrhundert und unserer Zeit hinhält: den Verlust der Gottselbstverständlichkeit UND die Suche nach einer neuen GOTTESSPRACHE, angereichert von den großen Erzählungen der griechisch-jüdisch-christlichen Tradition und zugleich radikales Neubeginnen, Korrelation und Nichtkorrelierbares.

Martin Heidegger, dem Hölderlins Dichtung das, wie er schreibt, tiefere Denken schenkte, hat zu Beginn seiner „Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung“ (zitiert als Heidegger/Hölderlin), etwas, wie ich meine, Zentrales vermerkt: „Die Gedichte erscheinen wie ein tempelloser Schrein, worin das Gedichtete aufbewahrt ist. Die Gedichte sind im Lärm der ‚undichterischen Sprachen‘ wie eine Glocke, die im Freien hängt und schon durch einen leichten, über sie kommenden Schneefall verstimmt wird.“ (Heidegger/Hölderlin, S. 7.)

Ich versuche in diesem Vortrag nur der GOTTESSPUR Hölderlins nachzugehen.

In seinem Gedicht DAS GASTHAUS. AN LANDAUER ruft der Beginn uns dies zu:

„Komm! ins Offene, Freund!“ (Friedrich Hölderlin, Sämtliche Werke und Briefe Bd. 1, Darmstadt 1998, S. 308; zitiert als SH.)

Und mehrfach dann in BROD UND WEIN:

„So komm! daß wir das Offene schauen,

 Daß Lebendiges wir suchen, so weit es auch ist.“ (So parallel etwa Hölderlin in BROD UND WEIN, SW, S. 375.)

Dieses INS OFFENE, GOTT OFFEN auch, dieses Gesuchtunversperrte zugleich unbekannt Unerkannte ist der dramatische und existentielle Vollzug dieses Menschen in seinem Wort.

Es ist, wie mir scheint, immer und immer wieder in der Spannung von Finden und Verlieren – und so unserer Zeit so nahe.

In HEIMKUNFT. An die Verwandten (Erste Fassung) heißt es:

„Kundig der Athmenden auch zögernd und schonend der Gott

(…)

Und mit langsamer Hand Traurige wieder erfreut,

Wenn er die Zeiten erneut, der Schöpferische, die stillen

 Herzen der alternden Menschen erfrischt und ergreift,

Und hinab in die Tiefe wirkt, und öffnet und aufhellt,

 Wie ers liebet, und jetzt wieder ein Leben beginnt,

Anmuth blühet, wie einst, und gegenwärtiger Geist komt,

 Und ein freudiger Muth wieder die Fittige schwellt“ (SW, S. 320.)

Welch ein Zuspruch!

Und immer parallel dazu das Versperrte, das Fragile, das Fragliche, die Aporien:

In DER ABSCHIED.

„Ach! Wir kennen uns wenig,

 Denn es waltet ein Gott in uns.“ (SW, S. 325.)

Und auch jäh, in DER TODTENGRÄBER.

„Nichts ist vorauszusagen.

 wie Gott hinwegnimmt auf dem Wagen“ (SW, S. 354.)

Christliches auch, aber nicht mehr konfessionell gestützt (das hat Hölderlin schon in Tübingen im Grunde abgelegt), Christus auch, etwa in PATMOS, der VATER auch, SOHN, GEIST, alles Traditionstradierte ist da, aber dann auch offener, das Göttliche, Götter, der GOTT etc…. es ist ein Ringen um ein altes Wort, dem er neue Wirklichkeit geben möchte durch die Suche nach einer unverbrauchten, sprechenden, Wirklichkeit wirkenden Sprache, in der das Allsamt in Fülle zum Sinn kommt.

Im Folgenden zitiere ich Kostbares (für mich) aus dem Finden und dem Fehlen zugleich:

„…so lange, bis Gottes Fehl hilft.“ ( DICHTERBERUF, Zweite Fassung, SW, S. 331.)

Dieses Rätselwort zur Eröffnung des Weges. Hölderlin ahnt, dass die in ihm aufgebrochene Leerstelle, der Einbruch der ehedem gesicherten Gottselbstverständlichkeiten nicht nur Verlust ist, vielmehr darin und genau darin das noch Unbekannte, neue, wirklich Sprechende, IM FEHL, wartet, Sprache werden kann, Germeinschaft stiftet und bildet im Lieben.

So sucht er in sich selbst, sucht im Gespräch, sucht in der Begegnung mit dem Anderen. In FRIEDENSFEIER heißt es:

„Einmal mag aber ein Gott auch Tagewerk erwählen,

Gleich Sterblichen und theilen alles Schiksaal.

Schiksaalgesetz ist diß, daß Alle sich erfahren,

Daß, wenn die Stille kehrt, auch eine Sprache sei.

Wo aber wirkt der Geist, sind wir auch mit, und streiten,

Was wohl das Beste sei. So dünkt mir jetzt das Beste,

Wenn nun vollendet sein Bild und fertig ist der Meister,

Und selbst verklärt davon aus seiner Werkstatt tritt,

Der stille Gott der Zeit und nur der Liebe Gesetz,

Das schönausgleichende gilt von hier an bis zum Himmel,

Viel hat von Morgen an,

Seit ein Gespräch wir sind und hören voneinander, …“ (SW, S. 364.)

Dagegen oder zugleich wieder die Erfahrung des NICHT, des ZU SPÄT, der Trennung von Gott und Welt, Gott und Selbst, Gott und Wir, der Unerfasslichkeit, der Dürftigkeit, auch die Skepsis gegenüber seinem Dichterberuf. In BROD UND WEIN 7:

„Aber Freund! Wir kommen zu spät. Zwar leben die Götter

 Aber über dem Haupt droben in anderer Welt.

Endlos wirken sie da und scheinens wenig zu achten,

 Ob wir leben, so sehr schonen die Himmlischen uns.

Denn nicht immer vermag ein schwaches Gefäß sie zu fassen,

 Nur zu Zeiten erträgt göttliche Fülle der Mensch.

Traum von ihnen ist drauf das Leben. Aber das Irrsaal

Hilft, wie Schlummer und stark machet die Noth und die Nacht,

Biß das Helden genug in der ehernen Wiege gewachsen,

Herzen an Kraft, wie sonst, ähnlich den Himmlischen sind.

Donnernd kommen sie drauf. Indessen dünkt mir öfters

 Besser zu schlafen, wie so ohne Genossen zu seyn,

So zu harren und was zu thun indeß und zu sagen,

 Weiß ich nicht und wozu Dichter in dürftiger Zeit?“ (SW, S. 378.)

Heidegger schreibt in seiner Hölderlin-Rede „Hölderlin und das Wesen der Dichtung“ (Heidegger/Hölderlin, S. 45 ff.):

„Dichten ist das ursprüngliche Nennen der Götter. (…) Hölderlin dichtet das Wesen der Dichtung – aber nicht im Sinne eines zeitlos gültigen Begriffes. (…) Sondern indem Hölderlin das Wesen der Dichtung neu stiftet, bestimmt er erst eine neue Zeit. Es ist die Zeit der entflohenen Götter u n d des kommenden Gottes. Das ist die d ü r f t i g e Zeit, weil sie in einem gedoppelten Mangel und Nicht steht: im Nichtmehr der entflohenen Götter und im Nochnicht des Kommenden.“

Genau dieser Spannung ist Hölderlin ausgesetzt – FEHL und NOCHNICHTund darin auch Funken des Findens, des Aufgefundenwerdens, der Zusammenkunft, Einwohnung, Inkarnation Gottes in ihm und im liebenden WIR.

„Und niemand weiß“, so beginnt Hölderlins Fragment HEIMATH. (SW, S. 395.)

„Ein Zeichen sind wir, deutungslos

Schmerzlos sind wir und haben fast

Die Sprache in der Fremde verloren.“ (MNEMOSYNE. Entwurf; SW, S. 436.)

Daraus folgt kargester Liebesdienst zur Erde, zu ihrer Geschichte, zur Geschichte der Menschen:

„…ich ziehe durch die Vergangenheit, wie ein Ährenleser über die Stoppeläcker, wenn der Herr des Lands geerntet hat; da liest man jeden Strohhalm auf.“ (Friedrich Hölderlin, Hyperion /=Reclam 559/ Stuttgart 2006, S. 16.)

Der verborgene Gott, der Verkleidete, der im Alltag, der in mir Versteckte, unauffindbar mitunter und doch nahe, unerkennbar und doch voller Lieben und an Güte reich. Es ist, als hätte Hölderlin unser Ahnen und Verlieren, unser momenthaftes JA in den Negationen, unser Erfahren im Unerfahrenen auf stehender Schwelle im schwankenden Jetzt vorweggenommen, unser schwaches Denken, unseren zarten und angefochtenen Glauben – und so ist es doch friedensvoller, würde es so endlich angenommen.

In GRIECHENLAND dichtet er:

„Alltag aber wunderbar

Gott an hat ein Gewand.

Und Erkenntnissen verberget sich sein Angesicht

Und Luft und Zeit dekt

Den Schröcklichen, wenn zu sehr ihn

Eins liebet mit Gebeten oder

Die Seele.“ (SW, S. 478.)

Und entsprechend und auch wieder neu in der Schau, in einer Kompilation verschiedener Anfänge der Ode PATMOS:

„Nah ist

Und schwer zu fassen der Gott

Voll Güt‘ ist. Keiner aber fasset

Allein Gott.

Wo aber Gefahr ist, wächst

Das Rettende auch.“ (SW, S. 447-453.)

Diese Suche treibt ihn, die Suche nach der Ruhefülle zwischen dem ALLES, dem ewig ALLES, das ihm mitunter NICHTS wird (vgl. im Fragment von Hyperion, SW, S. 490.) Im Hyperion dann: „Wir sind nichts; was wir suchen, ist alles.“ (SW, S. 509.) Ist er da nicht ganz nahe an Teresa von Avila und Johannes vom Kreuz, wenn sich im Kleinsten das Größte offenbart und das Größte wieder sich nichtet in Abstieg und Kenose (Selbstentäußerung), wie im Philipperhymnus (Phil 2,3-6 ff. ?

Im ersten Entwurf zu EMPEDOKLES benennt er es so:

„O ewiges Geheimniß, was wir sind

Und suchen, können wir nicht finden; was

Wir finden, sind wir nicht - …“ (SW, S. 774.)

Und im zweiten Entwurf zum EMPEDOKLES:

„Und leichtzerstörbar sind die Zärtlichen…“ - (SW, S. 845.)

Ich ende mit zwei Passagen aus der Zeit nach 1806, wo Hölderlin, als in Wahnsinn verfallen diagnostiziert von psychiatrischen Ärzten seiner Zeit, im Turm am Neckar bei Schreinermeister Zimmer in Tübingen vor sich hinlebte, da hin lebte, nur noch wenig schreibt.

DIE ZUFRIEDENHEIT. heißt ein Gedicht aus dieser Zeit, dieser vielen Jahrzehnte. Darin:

„Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen“ – ist das nicht auf den Punkt? Ist es nicht auch der Kern christlicher Hoffnung!

UND

IN LIEBLICHER BLÄUE…

Schreibt, dichtet so ein Mensch im Wahn, oder, wie Guardini schreibt, schauend wie erschüttert ein Sehender[[2]](#footnote-2), seiner Zeit im Dichtwort weit voraus?

„Die Himmlischen aber, die immer gut sind, alles zumal, wie Reiche, haben diese, Tugend und Freude. Der Mensch darf das nachahmen. Darf, wenn lauter Mühe das Leben, ein Mensch aufschauen und sagen: so will ich auch seyn? Ja. So lange die Freundlichkeit noch am Herzen, die Reine, dauert, misset nicht unglücklich der Mensch sich mit der Gottheit. Ist unbekannt Gott? Ist er offenbar wie der Himmel? Dieses glaub‘ ich eher. Des Menschen Maaß ist’s. Voll Verdienst, doch dichterisch, wohnet der Mensch auf dieser Erde. Doch reiner ist nicht der Schatten der Nacht mit den Sternen, wenn ich so sagen könnte, als der Mensch, der heißet ein Bild der Gottheit.

Giebt es auf Erden ein Maaß? Es giebt keines. (…)“ (SW, S. 908.)

**Musik: Robert Schumann, Gesänge der Frühe 1, Andras Schiff – ca. 3 Minuten.**

Konzeption und Durchführung: Markus Roentgen

1. Eine sehr gut lesbare Einführung zu Hölderlin ist nach wie vor der Roman von Peter Härtling, Hölderlin (=dtv11828). München 5/ 1999. [↑](#footnote-ref-1)
2. Vgl. Romano Guardini, Hölderlin. Weltbild und Frömmigkeit. Leipzig 1939, S. 11. [↑](#footnote-ref-2)